

Fabrice Humbert
Der Ursprung der Gewalt

Roman

Aus dem Französischen
von Claudia Marquardt



ELSTER

Fabrice Humbert
Der Ursprung der Gewalt

Roman

**Aus dem Französischen
von Claudia Marquardt**



E L S T E R

Inhalt

Vorbemerkungen zur deutschen Ausgabe

Erster Teil

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Zweiter Teil

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Danksagung

Quellenverzeichnis

Impressum

Vorbemerkungen zur deutschen Ausgabe

Schon in meiner Kindheit wusste ich von einem Großvater, der während des Zweiten Weltkriegs verschwunden war, einem Mann, der meinen Vater kurz vor dessen Geburt verlassen hatte. Es war ein Familienmythos: der jüdische Großvater namens Wagner. Auch ein Familiengeheimnis, denn bis zu seiner Volljährigkeit hatte mein Vater keine Ahnung von der Existenz dieses Mannes, er dachte, er hieße Humbert und wäre mit einem Vater, einer Mutter und einem Bruder aufgewachsen.

Als ich Jahre später, in meinen Dreißigern, mit Schülern die Gedenkstätte Buchenwald besuchte, ließ das Foto des Lagerarztes Wagner den Mythos meiner Kindheit wieder in mir lebendig werden – einen Mythos, den ich nie vergessen hatte und dessen Geschichte ich erzählen wollte. Noch am selben Abend begann ich mit dem Schreiben des vorliegenden Romans und gab dem Familienmythos Gestalt. Ausgehend von den wenigen Fotos, die ich von meinem Großvater besaß, und einer Postkarte aus dem Lager mit zwei Kästchen zum Ankreuzen («Mir geht es gut / Mir geht es nicht gut« – das erste war angekreuzt), die er seiner Frau nach Paris geschickt hatte, entfaltete sich die

Geschichte des Verschwundenen während eines vierjährigen Schreibprozesses.

Mal ging ich dabei leidenschaftlich und besessen zu Werke, dann wieder mit argen Zweifeln, da mir das Schreiben über die Lager per se schwierig erschien, weil ich kein Zeitzeuge bin. Ich gehöre der dritten Generation an, der Generation der Enkel. In Frankreich wurden derlei Zweifel durch die Ablehnung jeglicher Fiktion bezüglich dieses Kapitels genährt, was Claude Lanzmann, der Autor von *Shoah*, theoretisch untermauert hatte. Im Gegensatz dazu behauptete eine andere führende Stimme, nämlich Jorge Semprún, ein großer französisch-spanischer, vor allem aber ein großer europäischer Schriftsteller, der selbst nach Buchenwald deportiert worden war, dass die Fiktion für das Schreiben über jene Zeit unerlässlich sei, sich mit zunehmendem zeitlichem Abstand sogar als eine absolute Notwendigkeit erweisen werde.

Als *Der Ursprung der Gewalt* 2009 in Frankreich herauskam, hatten sich schon andere Schriftsteller der dritten Generation für den fiktionalen Weg entschieden. Semprún sagte dazu in einem bahnbrechenden Interview, das seine Großzügigkeit und den ihm eigenen Sinn für das Paradoxe zum Ausdruck brachte, dass diese Romanautoren authentischer als Zeitzeugen seien, weil ihre Fiktion auf mehreren, sich überlagernden Erlebnisberichten basiere. Diese Worte waren Balsam für meine Seele, und als ich eines Tages eine Radiosendung mit ihm machte, nahm mich der bereits von Alter und Krankheit gezeichnete Mann am Ende in den Arm - eine Geste, mit der er mich zum Schriftsteller kürte und die Existenz meines Buches autorisierte.

Was Sie nun Jahre später in einer deutschen Übersetzung lesen werden, die mir von allen Übersetzungen am meisten bedeutet, da es sich um die Muttersprache meiner Frau

handelt, ist eine Mischung aus Fiktion und Realität, wie bei jedem Familienmythos. Es wäre absurd und sinnlos, die Unterschiede zur Realität im Einzelnen zu erläutern, es wäre mir im Übrigen unmöglich, sie festzustellen, da dieser Roman bis in seine intimsten Details meinem Leben entlang erzählt ist. Ich habe einige Namen geändert, um nicht in das Leben gewisser Familien einzugreifen, ich habe den Vornamen des Arztes Wagner geändert, damit die historische Figur nicht deckungsgleich mit der fiktionalen Figur ist. Jedes Schreiben, so biografisch es sein mag, ist eine Fiktionalisierung, eine Annäherung an eine Wahrheit, die immer im Fluss ist, zumal ich glaube, dass man einen Menschen nie wirklich kennt. Man möge mir jedoch aufs Wort glauben: Dieses Buch ist bei aller Fiktion von absoluter Aufrichtigkeit und will nichts anderes als Authentizität, um einer Erinnerung und einer Zeit, die für immer im Zentrum meines Lebens stehen werden, Respekt zu zollen.

Fabrice Humbert, Januar 2022

Es heißt, Satan sei der brillianteste Engel Gottes gewesen. Sein Sturz, gleißend, schwindelerregend, steht unter einem doppelten Vorzeichen, dem der Größe und dem des Verrats. In den Windungen meines Gedächtnisses scheint verschwommen das Bild eines Erzengels auf, der aus dem Empyreum hinabstürzt in die entlegensten Winkel der Hölle. Dieses Bild, in der Erinnerung womöglich neu zusammengefügt, stammt aus einer Kinderbibel und hat mich lange verfolgt: Es ist immer der meistgeliebte Sohn, der sich auf die Seite des Bösen schlägt.

Jahre später, als ich ein junger Mann war, ich bereitete mich gerade auf eine der unerbittlichen Aufnahmeprüfungen vor, für die unser Land berüchtigt ist, kam mir beim Blättern in einem Geschichtsbuch über das Europa des frühen 20. Jahrhunderts die Darstellung vom Höllensturz Satans erneut in den Sinn. Die Seiten waren voll mit Zahlen, die die überwältigende industrielle, finanzielle, militärische und kulturelle Vorherrschaft Europas deutlich machten. Die Vorherrschaft eines zersplitterten Reiches, dem die halbe Welt gehörte und das zerrissen zwischen Rivalen war, da die verschiedenen Länder an seiner Spitze - das Spanien Karls V., das Frankreich Ludwigs XIV. und das England Königin Victorias - von Jahrhundert zu Jahrhundert gewechselt hatten, jedoch noch immer tonangebend für alle anderen waren. Irgendwo zwischen den langweiligen Seiten dieses Buches drang auf einmal Musik zu mir, keine Ahnung, woher, eine Musik wie für einen großen Ball, ich sah eine Szene zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts vor mir, Männer und Frauen, herrlich herausgeputzt, tanzten in einem goldgeschmückten, festlich erleuchteten Saal. Ein Mann

lehnte an einem Kamin und zündete sich eine Zigarre an, bevor er das Wort ergriff, ein verliebtes Paar drehte sich im Kreis, eine junge Frau schüttelte stolz ihren Kopf, während Diener an ihr vorübergingen – eine klischeehafte Vision, die den unvergleichlichen Reichtum dieses Kontinents vor Augen führte. Und in diesem Moment erinnerte ich mich wieder an die Abbildung aus der Bibel, sogleich aber wurde der prächtige Ball überlagert von der Vorstellung eines Balls der Verdammten, wo sämtliche Werte, die diesen Kontinent auszeichneten, gleich zweimal, und das zweite Mal ohne Hoffnung auf Vergebung, verraten wurden; man gab diese Werte in zwei Weltkriegen den Flammen anheim, Millionen Menschen wurden in einem Anfall beispielloser Barbarei vernichtet. Der Sturz des brilliantesten Engels in den tiefsten Abgrund, die dunkelste Finsternis.

Die Jahre vergingen. Inzwischen lagen die Prüfungen längst hinter mir, ich musste nicht mehr über Geschichtsbüchern schwitzen. Ich unterrichtete Literatur an einem deutsch-französischen Gymnasium und begleitete eines Tages eine Gruppe Schüler nach Weimar. Wir hatten eine schöne Zeit, gingen ins Theater, besuchten das Goethe-Wohnhaus und lauschten den Lobreden über den großen deutschen Dichter: In schier endlosen Vorträgen klärten uns die Führer über Goethes zahlreiche Liebschaften auf, über Charlotte aus den *Leiden des jungen Werthers*, über Anna Amalia, über seine Frau und noch viele andere Frauen, als wäre das einzige Band, das sich zwischen ihnen und ihrem Nationaldenkmal entdecken ließ, emotionaler Natur. Daneben gab es natürlich noch einen anderen Aspekt, der in akribischen Schilderungen Erwähnung fand, nämlich die Beziehung Goethes zu Schiller. Folgsam suchten wir also auch das Haus Schillers auf, aus flüchtigem Interesse, aber vor allem, um der Kälte des beginnenden Winters zu entkommen, der in dieser

Region oft hart ist. Unsere abwechselnd vergnügliche, lehrreiche und liebenswert groteske Besichtigungstour mit der Schülertruppe tauchte Goethe und die kleine Provinz- und Rokokostadt in ein kitschiges Licht. Denn es war unschwer zu durchschauen, dass der weise und wohlmeinende Schriftsteller, den man uns mit sentimentalem Geschnurr verkaufte, noch ganz andere Facetten hatte. Und auch das sauber zusammengefügte Pflaster, über das die literarischen Spaziergänge führten, konnte nicht über die bewegte Vergangenheit der Stadt hinwegtäuschen, die sich, von den Anfängen der Weimarer Republik bis hin zu den Aufmärschen im Dritten Reich, keineswegs in den Meinungsverschiedenheiten zwischen Goethe und Schiller erschöpfte.

Am Ende unseres Aufenthaltes brachte uns ein Bus auf den Ettersberg. Die Schülerinnen und Schüler alberten herum, wie man es von Fünfzehnjährigen auf einem Schulausflug nicht anders erwartet. Mir ging beim Blick auf den Kilometerzähler des Busses durch den Kopf, dass die Weimarer diese Strecke jedes Jahr am 11. April, dem Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers, zu Fuß zurücklegten – zumindest hatten sie es früher getan, die Tradition war im Schwinden begriffen. Sie versammeln sich an diesem Tag zu einem Gedenkmarsch, Kinder und Jugendliche vorneweg. Im April ist zwar schon Frühling, aber es ist immer noch kalt, weil ein unablässiger Wind für Frost auf dem Berg sorgt. Tatsächlich ist der schöne Wald, in dem schon Goethe und Anna Amalia lustwandelten, zugleich einer der finstersten Orte dieser Welt, denn hier befand sich das KZ Buchenwald. Ein 1937 in acht Kilometern Entfernung von Weimar eingerichtetes Lager für politische Gefangene, Homosexuelle, »Asoziale« und Straftäter. Sechshundfünfzigtausend Tote.

Nachdem der Bus uns abgesetzt hatte und wir das letzte Stück zum großen Tor des Lagers zu Fuß zurücklegten, wurde es still unter den Schülern.

Ich möchte unseren Besuch in Buchenwald nicht in allen Einzelheiten schildern. Ich möchte diesen kahlen Ort, die Folterzellen, die Krematorien nicht beschreiben, auch nicht den sogenannten Messraum, wo die russischen Gefangenen vorgeblich vermessen wurden, bevor man ihnen eine Kugel ins Genick jagte. Wir liefen lange auf dem Gelände des Lagers umher. Lesen, hörten, schauten. Schweigend. Schließlich umrundeten wir ein Gebäude mit niedrigem Dach, nahmen eine kleine Treppe hinab ins Dunkle, wo sich vor uns ein großer, eisiger Raum auftat, mit nichts als Haken an den Wänden, tausenddreihundert Menschen waren hier stranguliert worden.

In diesem Raum überkam mich abermals unvermittelt die Vision meiner Kindheit. Warum musste ich ausgerechnet in diesem Moment an eine Bibelillustration denken? Der stürzende Feuerengel führte mich in Gedanken zu Dante, eine Referenz, die vielleicht unnötig gelehrt und deplatziert erscheint, aber sie fiel mir nun mal ein. Das Lager Buchenwald kam mir vor wie ein Hort des Bösen, ein schwarzes Loch, das jede Ausprägung und Spielart des Schlechten in sich aufsaugt. Ein dunkles, schleimiges, furchterregendes Maul, das alle Menschen verschlingt. Das Zentrum des absolut Bösen.

Als ich die Stufen ins Freie hinaufstieg, den stickigen und zugleich eisigen Raum hinter mir ließ, hatte ich sie plötzlich im Kopf, die Szene aus dem *Inferno*, als der Dichter Luzifer gegenübertritt: Die Bestie verharret regungslos im tiefsten Kreis der Hölle, in der Quelle und dem Ursprung des Bösen. Ein gigantisches, dreiköpfiges Monster mit fledermausartigen Flügeln: »S'el fu sì bel com'elli è ora brutto / E contra 'l suo fattore alzò le ciglia, /

Ben dee da lui procedere ogne lutto«; »War er so herrlich einst wie nunmehr hässlich, / So muss er, der den Schöpfer frech bedroht, / Ursprung all dessen sein, was bös und grässlich.«

Verse, die in trauriger Weise auf unseren verwüsteten Kontinent zutreffen, insbesondere auf Deutschland, das eine Art politisches Labor des 20. Jahrhunderts war und in erschreckend schneller Aufeinanderfolge mit allen Regimen experimentierte. Ein Kartenhaus, das in sich zusammenstürzte und neu erstand.

So könnte man meinen, dass Buchenwald die Straßen Weimars in eine Theaterkulisse mit gelb-grün gestrichenen Pappfassaden verwandeln würde, vor der die Statuen Goethes und Schillers wie kleine Zinnsoldaten anmuteten. Die schönen Reden der Reiseführer zerflössen zu einem Brei aus Lügen und Märchen. Vielleicht aber ist das Nebeneinander von großem Denken, großer Kunst und dem, was man landläufig als das absolut Böse bezeichnet, auch ein Spiegelbild Europas und in diesem Sinne nicht verlogen, führt es uns doch unsere Geschichte und unser Schicksal als glorreiche Zivilisation vor Augen, die von ihrer Todsünde gequält wird.

Weimar war für mich der dritte und letzte Sturz Satans, um in diesem kindlich-mythischen Schlüsselbild zu bleiben, das symbolisch für das Schicksal unseres Kontinents steht ebenso wie für die persönliche Geschichte, die ich entdecken sollte.

Jeder muss die Quelle und den Ort des Bösen selbst finden. Es lohnt die Mühe, ihn aufzuspüren, dort gründlich aufzuräumen, bis nichts mehr da ist. Das zumindest ist die Hoffnung der Narren, die Illusion der Leichtgläubigen und der Demagogen, vor allem aber ist es der schwierigste aller Kämpfe.

Erster Teil

1.

Wann nahm diese Geschichte ihren Ursprung? Die einfachste Antwort wäre: bei jenem Besuch in Buchenwald, denn damals zog ich die Schublade mit den Familiengeheimnissen auf, indem ich eine grundsätzliche Frage stellte, die bereits einen Teil ihrer Antwort beinhaltete.

Aber damit würde ich wohl nur ausweichen. Denn der tatsächliche Ursprung liegt in meiner Kindheit, schon früh habe ich in durchwachten Nächten die geheimnisvollen Pfade der Suche beschritten. Kinder haben feine Antennen. Sie beben vor Fragen.

Angst und Gewalt waren für mich schon immer ein Thema. Das Dunkel in mir. Ich habe stets befürchtet, verschleppt, gefesselt oder gehäutet zu werden wie Ungeziefer. In Nächten voller Albträume sah ich in Wolfsschlünde. Glühende Augen leuchteten in meinem Kinderzimmer.

Gewalt war meine Antwort auf die Angst. Eine animalische Reaktion, ein Selbsterhaltungsreflex. Die Angst hatte mich gepackt, für immer, zeit meines Lebens hatte ich das Gefühl, mich verteidigen zu müssen. Nicht in einem besonnenen, rationalen Kampf, sondern mit der Heftigkeit eines in Panik geratenen Tiers, das zubeißt, um der Falle zu entkommen. Mit einer Gewalt, die den Stempel der Angst

trägt. Wie ein Fuchs, der mit flackerndem Blick im hintersten Winkel seines Baus kauert. Als hätte die kindliche Angst die Welt zum Einsturz gebracht. Es gab keine Gewissheiten mehr, kein Vertrauen, keinen Frieden.

Buchenwald als Ursprung? Wagner, Sommer, Koch?

Jahre zuvor hatte ich meinen ersten Roman veröffentlicht, er begann mit einem Mord und endete mit einem Selbstmord. In meinem ersten Text, den ich als Teenager geschrieben hatte, ging es ebenfalls um einen Mord. Meine beiden engsten Freunde hatten einen Mord in der unmittelbaren Familie erlebt. Die Mutter. Der Bruder. Es ist kein Zufall, dass wir befreundet sind.

Ich kann mich nur an Dinge erinnern, die mit Gewalt und Angst zu tun haben. Kürzlich, auf einer Reise nach Kroatien, war die einzige Geschichte, die mir beim Anblick der herrlichen, in Sonnenlicht getauchten Landschaft einfiel, die eines Paares, das von einem Verrückten mitten auf einem Feld ermordet worden war. Dass ich von dieser Geschichte gehört hatte, lag mindestens zwanzig Jahre zurück.

Ich habe vor langer Zeit mal einen Film gesehen, in dem ein kleiner Junge tagein, tagaus in einem schrecklichen Albtraum lebte. Nachts konnte er nicht schlafen. Tagsüber begegnete ihm die Realität wie ein schriller Schrei. Der Junge behauptete, Tote zu sehen. Als er dies sagte, überlief mich ein Schauer. Denn ich erkannte mich in diesem Kind.

Angst. Immer Angst. Und die daraus resultierende Gewalt. Ich habe jahrelang geboxt. Dutzende Male stand ich im Ring. Ein paar Wochen vor der Reise nach Weimar hämmerte ein betrunkenener Mann mit der Faust gegen mein Auto. Ich wollte schon aussteigen. Doch die Frau an meiner Seite hielt mich zurück. Ich war wütend. Müde von meiner Woche, von unseren ständigen Streitereien. Der Mann attackierte mein Auto erneut, diesmal bekam die Fahrertür

einen Tritt ab. Ich stieg aus. Der Begleiter des Betrunkenen versuchte ihn fortzuziehen. Er rief mir etwas zu, ich nehme an, er wollte sagen, dass sein Freund nur betrunken und eigentlich ganz harmlos sei, aber da war es schon zu spät. Ich hatte bereits zugeschlagen, getrieben von einer Angst, genährt von großer Wut. Ich schlug noch einmal zu, und immer wieder, mein Puls war auf hundertachtzig, ich zitterte am ganzen Körper und war doch starr vor Anspannung. Auch als der Betrunkene zu Boden ging, ließ ich nicht von ihm ab, trat auf ihn ein, bis irgendwann ein anderer Schrei zu mir drang, meine Begleitung war inzwischen ebenfalls ausgestiegen, hämmerte mit Fäusten auf mich ein und flehte mich unter Tränen an aufzuhören. Ich hielt inne, hilflos und zitternd, beinahe schluchzend stand ich mitten auf der Straße, um mich herum hupte es, während ich sie nur noch weglaufen sah, weg von mir und meiner Gewalt. Sie kehrte nie wieder zu mir zurück.

Einmal entdeckte ich in einer Buchhandlung ein Buch, bei dem ich das Gefühl hatte, dass die Hauptfigur von ähnlichen Fragen wie ich bedrängt wurde. Der Autor behauptete, er könne nur über Wahnsinn, Mord und Tod schreiben, und die Wurzel dieser Obsessionen glaubte er in der Geschichte seines russischen Großvaters zu erkennen, der im Krieg getötet worden war. Ich fühlte mich verstanden, als ich die Zeilen auf der Rückseite des Buches las. Ich dachte, ich hätte einen Bruder im Geiste gefunden. Also kaufte ich das Buch, las es. Und war enttäuscht. Es war zwar gut, beschäftigte sich jedoch nicht mit dem Großvater. Nicht ausreichend genug. Der Autor war der Sache nicht wirklich auf den Grund gegangen. Zwar ging es um einen Mord, doch sprach die Geschichte nicht meine Ängste an, und die Suche blieb unvollendet. Ich hatte gehofft, der Autor würde über meine Albträume schreiben -

doch die Tür blieb geschlossen. Er hatte seine eigenen Türen geöffnet, nicht aber meine.

Der Besuch in Buchenwald hatte vor diesem Ereignis stattgefunden. Vielleicht war er nicht der Ursprung der ganzen Geschichte, zumindest aber der Ursprung meiner Frage. Und natürlich konnte niemand außer mir die Antwort auf meine Ängste liefern.

Die zwei deutschen Studenten, die unsere Gruppe durch das Lager geführt hatten, verabschiedeten sich und entließen uns in das Museum der Gedenkstätte. In eine Ausstellung, die versuchte, einige Jahre des Nationalsozialismus zu rekonstruieren. Vitrinen mit Fotos und materiellen Zeugnissen aus der damaligen Zeit reihten sich aneinander, hier und da waren Zitate eines berühmten ehemaligen Häftlings, Jorge Semprúns, herausgestellt, sie stammten aus seinem großen Buch *Schreiben oder Leben*.

Ich betrachtete nicht so sehr die Opfer, hagere Gestalten in gestreiften Gefängnisuniformen, sondern die Täter. Ich wollte ihre Gesichter sehen, ich wollte wissen, was mit ihnen geschehen war, ob man sie bestraft hatte. Ich studierte die spärlichen biografischen Angaben, sah mir die Fotos an, fragte mich, ob man an ihren Gesichtszügen erkennen konnte, was für Dreckskerle sie waren, forschte nach Zeichen des Bösen. Was mir nicht gelang. Die Bilder zeigten durch und durch gewöhnliche Gesichter. Bis auf ein paar Brutalo-Visagen wie die von Hans Hüttig, einem später verurteilten SS-Mann, aber im Großen und Ganzen sahen sie normal aus. Nullachtfünfzehn-Männer, wenigstens dem äußeren Anschein nach.

Einer von ihnen, der Lagerarzt Erik Wagner, strahlte sogar etwas geradezu Freundliches aus. Die Schwarz-Weiß-Aufnahme zeigte ihn lächelnd, in voller Größe, einen Mann mit leichter Glatze und Schildpattbrille, der wie ein

genialischer Intellektueller daherkam. Nach Kriegsende war er von den Amerikanern verhaftet worden, konnte 1948 jedoch fliehen und lebte dann bis 1962 unter falschem Namen in Bayern, wo er sich das Leben nahm. War es die späte Reue, die Angst, wieder gefasst zu werden, eine Krankheit? Dazu fanden sich keine Angaben.

Und, ehrlich gesagt, hatte ich auch keine Zeit, weiter darüber nachzudenken, denn in diesem Moment erregte ein anderes Gesicht meine Aufmerksamkeit: Auf demselben Foto betrachtet ein Häftling den Arzt mit ungewöhnlich scharfem Blick. Der Gefangene erinnerte mich sofort an meinen Vater. Die Ähnlichkeit war wirklich verblüffend, trotz der Magerkeit des Mannes, seiner furchtbar hervorspringenden Wangenknochen, seines eingefallenen Gesichts. Da mein Vater aber 1942 geboren wurde und kein Großvater oder Großonkel jemals deportiert worden war, blieb mir nichts weiter als zu staunen, auch wenn das Foto mir so naheging, als wäre einer meiner Angehörigen hier inhaftiert gewesen.

Wir fuhren mit dem Bus zurück nach Weimar. Ich weiß noch, dass ich in den Rückspiegel schaute, um zu prüfen, ob meine Frisur noch saß, und mich sogleich schämte: So schnell war das Konzentrationslager wegen einer verstrubbelten Haarsträhne vergessen ... Der Nachmittag verlief ohne erwähnenswerte Zwischenfälle: Wir besichtigten die Stadt, besuchten Geschäfte, eine Buchhandlung.

Während ich dort zerstreut die zu erwartenden Titel überflog - Klassiker, deutsche, amerikanische und französische Erfolge -, dachte ich an das *Totenbuch* von Buchenwald. Eine Zeile pro Name, eine Zeile für jeden Toten. Eine Liste mit den Namen all derer, die im Lager umgekommen waren und von denen eine Spur erhalten geblieben war. Zerstörte Schicksale, unbekannte

Hingerichtete ... Und während ich über dieses Buch sinnierte, in der Hand einen einfältigen Bestseller mit buntem Einband, sah ich das Gesicht des Gefangenen wieder vor mir, leicht verschwommen im Hintergrund der Schwarz-Weiß-Fotografie. Er hatte keinen Namen. Sein Name war in der Geschichte untergegangen. Möglich, dass er am 11. April von den Amerikanern befreit wurde, vielleicht war er da aber auch schon tot. Ich würde nie erfahren, wer er war. Ein Gesicht auf einem Foto, neben einem Nazi-Arzt, der später Selbstmord beging. Ein Unbekannter.

Ein Unbekannter allerdings mit verstörendem Äußeren. Ein Doppelgänger meines Vaters, wobei sicher auch das Foto an sich - die Tatsache, dass der Mann sich im Hintergrund befand, die leichte Unschärfe des Bildes - dazu beitrug, dass ich Ähnlichkeiten entdeckte. Der Gefangene schien mir sehr viel kleiner zu sein als mein Vater. Und ich musste seine Gesichtszüge im Geiste neu modellieren, denn so hager, wie er auf dem Foto war, wirkte er wie ein konturloses Gespenst. Ich pflanzte seiner knöchigen Gestalt die Übereinstimmungen gewissermaßen auf. Als ich diesen Schritt vollzogen hatte, waren die Gemeinsamkeiten allerdings, gelinde gesagt, frappierend.

Am nächsten Tag stand ich früh auf. Ich hatte das vom Organisator des Austauschs sorgfältig abgetippte Tagesprogramm nicht noch einmal überflogen, aber mir war so, als sei ich mit meinen Kollegen im Theater verabredet, wo die französischen und deutschen Schüler Goethes *Erlkönig* probten - eine Ballade, in Deutschland so berühmt wie *Schneewittchen*, die von einem nächtlichen Ausritt erzählt, in dessen Verlauf ein kleines Kind stirbt, das der Erlkönig den Armen seines Vaters entreißt. Alle deutschen Schülerinnen und Schüler lernen das Gedicht

auswendig: »Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? / Es ist der Vater mit seinem Kind.«

Doch anstatt links zum Theater abzubiegen, ging ich weiter in Richtung Marktplatz und fand mich nach zehn Minuten, ohne dass dies meine Absicht gewesen wäre, im Bus nach Buchenwald. Eine weitere halbe Stunde später stand ich wieder vor dem Foto. Zitternd dieses Mal. Eine Unschärfe, ein Größenunterschied? Täuschungen, Trugbilder. Dieser Mann war das Ebenbild meines Vaters. Wie versteinert betrachtete ich die Aufnahme. Mein Blick wanderte zwischen dem Arzt Wagner und dem Unbekannten hin und her. In der Vitrine waren noch andere Bilder ausgestellt, die mir vielleicht Hinweise geben konnten. Gruppenporträts, die bei einem Inspektionsbesuch Himmlers im Lager entstanden waren, Himmler mit Erik Wagner, aber der Gefangene tauchte nicht mehr auf.

Nachdenklich verließ ich das Museum. Das Lager war auffällig leer, leerer als am Vortag. Kein Besucher, nirgends. Längliche graue Schlieren zogen über dem Ettersberg auf und legten sich um die Gebäude, verwischten die Formen und verschluckten die Geräusche wie in einem Albtraum. Mir kam der Erbkönig in den Sinn, eine schemenhafte Spukgestalt, die schattengleich aus dem Nebel tritt. Was sagt der Vater zu seinem verängstigten Kind? Es ist nur das Rauschen der Blätter im Wind ... »Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind; / In dürren Blättern säuselt der Wind.«

In der beeindruckenden Ruhe, die am Ettersberg herrschte, ließ die Erinnerung an sechshundfünfzigtausend Tote ein Heer schweigsamer Schatten auferstehen. Mit leichter Beklemmung bewegte ich mich durch die Nebelschleier. Wie auf der Lauer, als wartete ich auf etwas. Der Weg vom Museum zum Lagertor führte mich über den

leeren Appellplatz, ich hatte das Gefühl, in die Fußstapfen der Häftlinge von einst zu treten. Der Nebel verschluckte die Zeit, verwässerte die Epochen, und hinter den grauen Schwaden sammelten sich die Bilder des Massakers.

Ich sehe tote Menschen, sagte das Kind.

Ich kam am Stumpf der »Goethe-Eiche« vorbei, unter der Anna Amalia und Goethe angeblich beisammengesessen und die die Deutschen im Lager hatten stehen lassen. Erneut kam mir die Reminiszenz an den großen Dichter deplatziert vor, theatralisch. Gefangene, die unter dieser Eiche auf und ab gingen, denen man wahrscheinlich dieselbe abgedroschene Geschichte erzählte, bevor man sie zwei Minuten später vor die Messlatte stellte und von hinten erschoss. Eine verlogene Kulisse. Schon wieder wurde die Tragödie in Kitsch getränkt.

Auf der Rückfahrt im Bus nach Weimar achtete ich diesmal darauf, nicht in den Rückspiegel zu schauen.

2.

Eine Woche später saß ich meinem Vater Adrien in einer Pariser Brasserie gegenüber. Wir trafen uns regelmäßig, zwei- oder dreimal im Monat, immer im selben Restaurant, schon seit zehn oder zwölf Jahren. Es handelte sich um eine klassische Brasserie im 5. Arrondissement mit nettem Retro-Dekor, gleichbleibender Speisekarte und leicht überschätztem Ruf. Aber die Kalbsleber dort war köstlich, darüber freute ich mich jedes Mal aufs Neue. Mit der Zeit kannten uns die Kellner, und wir wurden vom Küchenchef persönlich begrüßt. Mein Vater lud mich jedes Mal ein, auch wenn ich immer so tat, als zöge ich meine Brieftasche aus der Jacke. Woraufhin er seine Hand ausstreckte, um mich daran zu hindern. Ein eingeübtes Ritual. Meine Einladung nahm er nur einmal im Jahr an, zu seinem Geburtstag. Dann suchte ich ein Restaurant aus, allerdings in der Nähe, denn mein Vater hasste alle anderen Viertel von Paris. Das 5. Arrondissement war für ihn das Zentrum der Hauptstadt und das einzige, das sich sehen lassen konnte mit seinen vielen großen und kleinen Buchläden: Den anderen Stadtteilen mangle es an Geist – wobei ich nie genau verstanden habe, was er mit »Geist« meinte –, weil sie entweder keine Geschichte hatten oder von Neureichen besiedelt waren. Und wenn es eine Spezies gab, die mein Vater so gar nicht leiden konnte, dann waren

es die Reichen. Er hasste Geld, Prunk und ostentativen Luxus. Wenn wir über große Autos und Designerklamotten sprachen, was ich manchmal aus reiner Provokation tat, rollte er mit den Augen. Er hatte kein Auto, ging ausschließlich zu Fuß oder nahm die Metro, kaufte nie Kleidung, trug im Winter stets seine alten Cordhosen und dicken Jacken, im Sommer Jeans und T-Shirts. Da er trotz seines Alters noch groß und schlank war, wirkte er auch darin immer elegant und modisch, während andere, die weniger Glück hatten, nur mit großer Mühe diesen Eindruck erwecken konnten.

Mit seinen Ansichten hätte mein Vater die Kommunisten wählen können. Aber noch mehr als die Neureichen hasste er die Kommunisten. Er sprach eigentlich nie über Politik, die wenigen Male aber, bei denen wir in unseren Unterhaltungen die Kommunisten streiften, brachte er für einen Mann, der normalerweise maßvoll in seinen Äußerungen und dem Thema gegenüber eher gleichgültig war, seine Verachtung ungewöhnlich deutlich zum Ausdruck. Es gehörte zum Wesen meines Vaters, dass ihm alles egal war. Allein der Kunst und einer genussvollen Betrachtung der vergehenden Zeit galt sein Interesse. Alles andere perlte an ihm ab, Zwischenfälle und Unglücksfälle, politische Ereignisse, Moden. Wir haben nie über die Gründe dafür gesprochen, aber niemand zog wie er alles ins Lächerliche. Alles war ein großer Witz, mal komisch, mal schmutzig. Und er wusch seine Hände in Unschuld.

An jenem Abend hatte er nicht Geburtstag. Wir saßen also in unserem üblichen Restaurant, mit den üblichen Kellnern, wieder vor der Kalbsleber. Aber kann man in einer Brasserie, noch dazu im Winter, etwas anderes bestellen als Kalbsleber? Während des Essens erzählte ich meinem Vater von dem Aufenthalt in Weimar. Ich legte ihm meine Theorie von der kitschigen Lüge der Stadt dar, der

zufolge man das Konzentrationslager mit einer literarischen und kulturellen Vergangenheit bemäntelte, von dem Verbrechen ablenkte, indem man Weimar auf Goethe, das Theater und die Freundschaft zweier Dichter reduzierte. Er hörte mir milde lächelnd zu, wie so oft, wenn ich irgendwelche Theorien entwickelte, die für seinen Geschmack zu hitzköpfig und einseitig waren.

»Es handelt sich um unterschiedliche Epochen, das ist alles«, sagte er schließlich. »Weimar ist eine große Kulturstadt gewesen, genauso wie es im 20. Jahrhundert Nachbarstadt eines Konzentrationslagers war. Außer dass daran deutlich wird, dass Kultur noch nie vor Barbarei geschützt hat, wüsste ich nicht, welchen Zusammenhang man zwischen beidem herstellen sollte.«

So war mein Vater. Stets moderat und gerecht in dem, was er sagte, zumindest nach außen hin. In Wirklichkeit lauerten hinter dieser Abgeklärtheit Dämonen. Sein eintöniger Lebenswandel hielt seine Gewalt in Schach, und ich erkannte an ihm durchaus eigene Züge wieder. Allerdings war seine Gewalt introvertierter: Meine ganze Kindheit über hatte ich zusehen müssen, wie er sich, manchmal tagelang, in schreckliches Schweigen hüllte. In ihm wüteten Stürme, deren Ausmaß niemand ahnen konnte und die sich in Migränen, Übelkeit und bisweilen sogar in Augenentzündungen Ausdruck verschafften. Sein Körper artikulierte eine innere Gewalt, die er mir als Schweigen weitergab. Wir sind Vater und Sohn. Spiegelbilder.

Meine Ausführungen zu Weimar verlangten trotzdem eine andere Reaktion. Das Foto hatte mich kalt erwischt, und auch wenn inzwischen eine Woche vergangen war, ging es mir nicht aus dem Kopf. Jetzt, da ich Adrien gegenüber saß, war die äußerliche Ähnlichkeit unbestreitbar. Ich hatte den Gefangenen betrachtet, als handelte es sich um meinen Vater, und nun sah ich meinen

Vater an und dachte dabei an den Gefangenen. Dieselben Gesichtszüge. Dieselben dunklen Augen, dasselbe schwarze Haar, wenngleich bei meinem über sechzigjährigen Vater ergraut, dasselbe ausgeprägte, kantige Kinn. Der Altersunterschied - der Häftling musste etwa dreißig gewesen sein - spielte keine große Rolle. Plötzlich erwischte ich mich bei dem Gedanken, dass mein Vater nicht gerade nach seinem eigenen kam. Ich hatte nie darüber nachgedacht, aber tatsächlich hatte mein Großvater, dieser kleine Glatzkopf mit der platten Nase und den dicken Wangen wenig mit meinem Vater gemein, diesem großen, schlanken Mann mit dem harten, schönen Gesicht. Mein Großvater war alles, nur kein Adonis, was in der Familie immer für Lachen gesorgt hatte. Und was meine Großmutter, die ich nie kennengelernt habe, mit einem Übermaß an Schönheit ausgeglichen haben muss. Allerdings, bei näherer Betrachtung, ähnelte mein Vater eigentlich niemandem, weder äußerlich noch charakterlich. Nicht einmal seinen Brüdern. In unserer gutbürgerlichen Familie fiel er aus dem Rahmen ... Aber ich will gar nicht die ständig wiederkehrende Frage aufwerfen, die auf jeder Familienfeier aufs Neue erörtert wurde ... und die er so sehr hasste, dass er sich bei allen Gelegenheiten entschuldigen und sich durch mich, wie er sagte, vertreten ließ.

»Bist du schon mal in Weimar gewesen?«, fragte ich ihn arglos.

»Nie. Aber das ist eine gute Idee«, antwortete er gleichmütig. »Eine nächste Reise.«

Ich musste grinsen. Das sagte mein Vater oft: »Eine nächste Reise.« Jeder wusste, allen voran er selbst, dass er sich nie von zu Hause wegbewegte. Seine täglichen Spaziergänge führten ihn kreuz und quer durch sein Viertel, bisweilen auch in die angrenzenden

Arrondissements, wahrscheinlich um ihre Geistlosigkeit bestätigt zu finden, und einmal im Monat nahm er den RER, immer den um 8 Uhr 05, um einen Ausflug in den Wald von Montmorency zu machen. Kein Mensch auf der Welt führte ein so geregeltes Dasein wie er, niemand war so vorhersehbar in seinen alltäglichen Verrichtungen, ich könnte zu jeder Uhrzeit, selbst aus der Ferne, sagen, was er gerade tat, ob er frühstückte und France Inter hörte oder seine allabendliche Lektüre zur Hand genommen hatte, ob er seine 11-Uhr-Gymnastik absolvierte oder seinen 14-Uhr-30-Spaziergang. Hinter dieser Vorhersehbarkeit steckte Angst, das war offensichtlich, aber auch eine latente Unvorhersehbarkeit - es hätte niemanden überrascht, wäre mein Vater eines Tages nach Grönland aufgebrochen, selbst wenn ich mich nicht entsinnen konnte, dass er ein einziges Mal verreist gewesen wäre. Ein einzigartiges Metronom.

»Du solltest hinfahren. Eine interessante Stadt. Und du wirst sehen, wie zutreffend meine Theorien sind«, sagte ich.

»Bestimmt. Ich werde sie mir ansehen. Ich reise ja sehr gern.«

Er musterte mich amüsiert, als machte er sich lustig über mich oder sich selbst. Damit war das Thema Weimar erledigt. Ich erwähnte unglücklicherweise das Bauhaus, und so fixierte sich mein Vater im weiteren Verlauf des Abends auf Gropius und seine Schule, sprach über Design, den Verlust von Werten, die Nichtigkeit der zeitgenössischen Kunst, legte dabei die für ihn typische Mischung aus Kultiviertheit und absolut reaktionärem Denken an den Tag, die am Ende zur Pose geriet. Ich ließ seinen Vortrag bis zum Dessert über mich ergehen (nichts ist anstrengender für einen Lehrer, als von anderen Lektionen erteilt zu bekommen). Erst als wir uns

verabschiedeten, schoss ich meinen Parther-Pfeil auf ihn ab:

»Ach ja, was ich völlig vergessen habe, dir zu erzählen. Ich habe in Buchenwald das Foto eines Häftlings gesehen. Er sah dir zum Verwechseln ähnlich.«

Etwas in ihm erstarrte. Sein Blick tastete in der Ferne nach einem imaginären Objekt, und es trat Stille ein.

»Tatsächlich«, sagte er schließlich. »Interessant.«

Er umarmte mich und ging seines Wegs.

3.

Das Leben einer Großfamilie folgt dem Rhythmus feierlicher Zusammenkünfte bei Geburten, Taufen, Geburtstagen, Hochzeiten, Beerdigungen ... Meine Familie bildete keine Ausnahme von dieser Regel. Sie bildete überhaupt in nichts eine Ausnahme. Bei uns, den Fabres, galt: Eine Regel ist eine Regel.

Einmal lud meine Cousine Lucie zum Geburtstag ihres Sohnes auf das Familienanwesen ein. Dreißig Angehörige fanden sich zu diesem Anlass in der Normandie ein. Unsere Sozialtypologie lässt sich leicht umreißen: Wir gehören zum Bürgertum. Nicht unbedingt zu den dumpfen Vertretern desselben, denen man bei Flaubert begegnet, eher zum liberalen Lager, traditionell in seinen Werten, aber durchaus offen und tolerant, kurzum zu einer modernen Bourgeoisie, die auf Geld und Familienzusammenhalt (immerhin) gründet. Wir sind schon immer Teil des Bürgertums gewesen, mindestens seit Beginn des 20. Jahrhundert, als Noël Fabre, ein ehrgeiziger Anwalt aus Rouen, dank des hart erarbeiteten Vermögens seines Vaters, der vom Bauern zum Grundbesitzer aufgestiegen war, Abgeordneter eines Landkreises in der Normandie wurde. Er hatte keinen großen Einfluss in dieser Funktion, begnügte sich damit, die Befehle und Weisungen seines Meisters Clemenceau auszuführen, aber Abgeordneter war

Abgeordneter, und für eine Bauernfamilie der damaligen Zeit stellte dies den Gipfel dessen dar, was man erreichen konnte. Das für jede Großfamilie unverzichtbare finanzielle Fundament wurde während des Ersten Weltkriegs geschaffen, als ebenjener Noël Fabre erwirkte, dass man seinen Bruder Jean als Textillieferant für die Armee einsetzte - insbesondere für deren berühmte Krapphosen. Die Absprachen zwischen Industrie und Politik, in unserem Land so üblich wie in fast jedem anderen, trugen schon bald Früchte: Bei Kriegsende zählten die Fabres zu den reichsten Familien in der Normandie. Ihr Reichtum und ihr Einfluss sind ihnen bis heute erhalten geblieben, dank einer strikten Ideologie, die auf Leistung und Erfolg beruht und jedem Sprössling bereits mit der Muttermilch vermittelt wird. Seit je übten die Fabres klassische bürgerliche Berufe aus, arbeiteten als Anwälte, Ärzte, Bankiers, bekleideten traditionell öffentliche Ämter - es gab zwei weitere Abgeordnete in unseren Reihen (zum großen Bedauern allerseits schaffte es keiner zum Minister) und einige hohe Beamte, etwa Kabinettsdirektoren, Präfekten und Botschafter. Da sich der öffentliche Dienst inzwischen nicht mehr auszahlt, lautet die aktuelle Devise, sich wieder auf die Wirtschaft und das Bankwesen zu besinnen: Wir können uns ganz auf die jüngere Generation verlassen, auf die Kinder meiner Cousins und Cousinen, die völlig ungebildet, karrieristisch und skrupellos - kurz: zeitgemäß - durchs Leben gehen. Sie sind siebzehn, achtzehn Jahre alt, feiern bis zum Umfallen und haben nur eines im Kopf, sie wollen es zu viel Geld bringen und damit die Familie in Ehren halten.

Im Großen und Ganzen gehören wir, wenn auch nicht zu den vermögendsten Familien des Landes, so doch zu einer Art Elite, die wohlhabend und, dank unseres Zusammenhalts, ziemlich einflussreich und relativ, aber

nicht übermäßig gebildet ist. Jedes Übermaß schadet der Bourgeoisie. An dieser Stelle möchte ich den ersten Satz aus Julien Gracqs Roman *Das Ufer der Syrten* zitieren: »Ich gehöre einer der alteingesessenen Patrizierfamilien von Orsenna an«, allerdings verfügen wir nicht über dieselbe aristokratische, beinahe surreal anmutende Noblesse. Nein, wir stehen fest auf dem Boden der Realität, stammen von Bauern ab und verteidigen uns mit Händen und Füßen. Wobei mein Vater und ich natürlich etwas abseitsstehen, er, weil er von Natur aus im Abseits steht, und ich, weil ich der Intellektuelle der Familie bin, der sich auf seinen französisch-deutschen Aventin zurückgezogen hat, in ein kleines Gymnasium, das kein Mensch kennt. Ich verbringe meine Zeit mit Lesen, Unterrichtsvorbereitungen, dem Korrigieren von Klassenarbeiten und dem Schreiben von Romanen. Abseits: »Wer glücklich leben will, darf nicht auffallen.« Gleichzeitig bin ich mir bewusst, wie stark das Verb in Gracqs ersten Worten wiegt: »Ich gehöre an.« Wir, die Fabres, gehören unserer Familie an. Unsere Vergangenheit haftet an uns, hat uns im Griff, wir sind die Vergangenheit dieses Landstrichs der Normandie und ein Teil der Geschichte des Landes. Unsere Familie ist ein Bauwerk, ein Gebäude mit Stützbalken, unerschütterlich, weil wir die Risse abdichten. Unsere Macht ist auf Dauer angelegt und ständig im Wandel begriffen. Obwohl wir uns nicht perfekt in die moderne Welt einfügen, sind wir nach wie vor stark dank unseres Traditionsbewusstseins, unserer klassischen Bildung (wir schätzen Literatur, Kunst und Politik, allesamt ziemlich veraltete Werte, immer noch sehr hoch), und wir hüten uns vor Verletzlichkeit: Geheimnisse, Ängste, Niederlagen haben keinen Platz.

Die Fabres versammelten sich also an jenem Tag um meinen Cousin zweiten Grades, der geistesabwesend einen Begrüßungskuss nach dem anderen entgegennahm, völlig